Tibullus als Schulschriftsteller.

Die Dichterlektüre der Gymnasien umfaſst seit langer Zeit eine fest bestimmte Anzahl von Dichtungen des Altertums, deren Behandlung dem unmittelbaren Zwecke der Jugendbildung in der ausgiebigsten Weise dient. Dieser Zweck ist in erster Linie die Kenntnis und das Verständnis des klassischen Altertums als des Grundes, auf dem alle moderne Bildung sowie ein groſser Teil der modernen Kultur beruht. Je mehr ein Schriftwerk der Erreichung dieses Zweckes dient, um so mehr wird es von der Schule bevorzugt; doch bleiben für sie natürlich gewisse Grundbedingungen immer bestehen, die für die Auswahl solcher Schriftwerke ausschlaggebend sind: Inhalt und Form derselben sowie das ihrer Behandlung angemessene bezw. zugemessene Zeitmaſs.

Infolge dessen sind ganz bestimmte Litteraturerzeugnisse des Altertums für die höheren Schulen kanonisch geworden und werden es bleiben, höchstens daſs ein Schwanken über die Zeitmenge, die ihnen zu widmen, oder über die Auswahl, die aus solchen zu treffen sei, welche nicht ganz genossen werden können, sich immerdar wird wahrnehmen lassen. So stehen denn von der groſsen Zahl der Dichtungen des Altertums unantastbar fest als Gymnasiallektüre aus der griechischen Litteratur Homers Odyssee und Ilias sowie die Tragödien des Sophokles, aus der römischen Ovids Metamorphosen, Vergils Äneis und Horazens Dichtungen; nur wenige Schulen bieten ihren Schülern noch eine Auswahl aus Ovids Elegieen uud Vergils Eklogen, ganz vereinzelte führen ihnen Vergils Gedichte über den Landbau oder eine Blumenlese der römischen Elegiker oder einige Lieder Catulls vor, und nur gelegentlich widmet wohl hier und dort ein Lehrer einige Stunden den griechischen Elegikern und Lyrikern oder einem römischen Lustspieldichter. Daſs ich des Phädrus nicht gedacht, ist absichtlich geschehen; ich habe geglaubt ihn übergehen zu dürfen einerseits wegen der Klassenstufe, der er zuzufallen pflegt, und wegen des Zweckes, zu dem er auf derselben behandelt wird, andererseits wegen des dichterischen Ranges, den er einnimmt.

Obgleich es nicht in meiner Absicht liegt, die oben angedeutete vielen deutschen Schulprogrammen und auſserdem der neuen Instruktion für die österreichischen Gymnasien entnommene Auswahl einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, kann ich doch nicht unterlassen, die Zweckmäſsigkeit einer ausgedehnteren Lektüre von Vergils Äneide wie sie noch auf manchen Schulen betrieben wird, sowie der Heranziehung von seinen Georgica überhaupt in Frage zu stellen. Nicht daſs ich mir der Bedeutung der Äneis, als eines römisch-nationalen Kunstepos nicht bewuſst wäre oder die Kunst verkennte, mit welcher der Dichter in seinem Gedichte vom Landbau einen spröden Stoff genieſsbar, ja sogar genuſsreich gemacht hat; mir scheint es aber, daſs namentlich infolge der allzusehr ausgedehnten Behandlung der Äneis eine Dichtungsart der Römer zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig berücksichtigt wird, die eine Berücksichtigung wohl verdient: ich meine die Elegie. Diese nur in der antiken Kunst heimische Gattung, das harmonische Mittelglied zwischen Epos und Lyrik, dessen Fehlen eine störende Lücke in dem Gebäude der antiken Dichtung verursachen würde, darf meines Erachtens der Kenntnis der Schüler unter keiner Bedingung vorenthalten werden. Verstattet nun auch die Zeit nicht die Beschäftigung mit den griechischen Elegikern, so darf doch wenigstens die römische Elegie dem Schüler nicht unbekannt bleiben, die schon nach Quintilians Urteil der griechischen nicht nachsteht. Allerdings erscheint sie in den Programmen mehrfach durch Ovid vertreten, doch läfst sich wohl die Frage aufwerfen, ob dieser Dichter der einzige der Schule würdige Vertreter dieser Gattung sei.

Ovids Formgeschick und Formvollendung steht freilich unerreicht unter den Dichtern des Altertums da; doch würden diese Vorzüge allein den Lehrer nimmer bestimmen, diesen Dichter anderen vorzuziehen. Auch der Inhalt von Ovids Elegieen, soweit sie für die Schule verwendbar sind, bietet eine Fülle von brauchbarem, eigenartigem Bildungsstoffe; doch fehlt solcher auch bei den anderen Elegikern nicht, ja Ovid steht hinter ihnen zurück hinsichtlich der Wärme des Gefühls und der Kunst der Gestaltung poetischer Bilder. Wie selten hören wir bei ihm den vollen Brustton wahrer Empfindung; wie oft wird dieser durch Koloraturen alexandrinischer Gelehrsamkeit oder rhetorischer Effekthascherei oder unmännlicher Klagen nnd abstofsender Schmeichelei verschnörkelt. Ganz frei von dem einen oder dem anderen dieser Mifsklänge ist wohl keine von den Elegieen Ovids, die sich der lyrischen Gattung nähern, nicht einmal diejenige, die als eine der vollendetsten gilt, Trist. I 3. Mit der Kunst der Gestaltung poetischer Bilder verhält es sich bei ihm ähnlich: rhetorische Künstelei beeinträchtigt oft den Eindruck, breite Ausführung die Anschaulichkeit. Unwesentlich ist hier, dafs dem reinen Genusse die Erwägung nicht förderlich ist, dafs eine grofse Zahl dieser Bilder den Vorgängern entlehnt sind.

Ist dies richtig, so mufs man es ein Unrecht nennen, wenn dem Schüler nur wegen der Formgewandtheit Ovids andere Dichter der Elegie vorenthalten werden. Man wende nicht ein, dafs solche der Privatlektüre anheimfallen sollen; denn ich fürchte, mit der Privatlektüre der Schüler ist es vorüber, seitdem die Schule die Leistungen in jedem einzelnen Fache mit solchem Nachdruck betont wie es jetzt geschieht, und andererseits mit Strenge darüber wacht, dafs Überbürdung des Schülers nicht eintrete. Fordern Religion, Deutsch, Französisch, Geographie, Physik, Chemie ihr volles Recht, benutzt der Schüler die ihm gebotene Gelegenheit Hebräisch oder Englisch, Zeichnen, Gesang und Stenographie zu lernen, und belegt der Lehrer auch die Ferien noch mit Aufgaben, so zeigt ein ganz einfaches Rechenexempel, dafs für Privatlektüre in den alten Sprachen keine Zeit übrigbleibt. Was also zur Bildung des Schülers für notwendig erachtet wird, mufs im wesentlichen ihm durch die regelrechte Schulthätigkeit zugeführt werden und darf nicht der Privatarbeit überlassen bleiben, besonders in dem Alter der körperlichen Entwickelung, wo zwar die regelmäfsige Arbeit den Körper und Geist nicht schädigt, wohl aber die zeitweise ungewöhnlich verstärkte, wie sie Privatlektüre gröfserer Abschnitte unausbleiblich mit sich führt. Wird daher die Lektüre anderer Elegiker als des Ovid für notwendig befunden, so mufs sie in den Rahmen der lateinischen Schullektüre fallen und nötigenfalls auf Kosten eines oder des anderen lateinischen Dichters betrieben werden.

Ich will nun zunächst diejenigen Elegieen des Tibull, die als Schullektüre überhaupt inbetracht kommen können, daraufhin untersuchen, ob sie einen eigenartigen Bildungswert besitzen, der ihre Behandlung in der Schule zur Notwendigkeit macht, und in welcher Hinsicht sie den sonstigen Bildungsstoff des Gymnasiums ergänzen, indem sie entweder auf früher Dagewesenes zurückweisen oder auf Kommendes vorbereiten. Welche Elegieen für den Schulgebrauch passend sind, darüber herrscht unter den Pädagogen, die eine Auswahl von Tibulls Gedichten für die Schule bearbeitet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben, wenig Meinungsverschiedenheit. Von Büchern dieser Art aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts liegen mir folgende vor:

1. M. Seyffert, Lesestücke aus griechischen und lateinischen Schriftstellern. Berlin. 4. Aufl. 1872, 7. Aufl. 1884.
2. K. P. Schulze, Römische Elegiker. Eine Auswahl aus Catull, Tibull, Properz. Berlin 1879.
3. C. Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. Leipzig 1882.
4. B. Volz, Die römische Elegie. 2. Aufl. Leipzig 1876.
5. Eclogae poetarum Latinorum compos. S. Brandt. Lips. 1881.

Von sämtlichen 36 in den Ausgaben des Tibull vereinigten Gedichten sind 13 als für die Schule geeignet in diesen Büchern berücksichtigt: in allen sind aufgenommen I1, I3, I7, I10, III1; viermal findet sich II5 (Phoebe fave), zweimal III1 (Martis Romani), III3 (Quid prodest caelum), III5 (Vos tenet), IV2 (Sulpicia est tibi culta), IV4 (Huc ades), einmal II2 (Dicamus bona verba) und IV6 (Natalis Juno).

Am reichhaltigsten ist die Auswahl von Schulze, der 12 Gedichte aufgenommen hat; ihm am nächsten stehen Jacoby und Volz mit 9 Elegieen; Brandt enthält 6, Seyffert 5 Gedichte. Ich beginne mit den 5 Gedichten, die sich in allen jenen Anthologieen finden, und von denen hierdurch anerkannt wird, dafs sie für den Schulgebrauch nach ihrem Inhalte geeignet und einer solchen Behandlung in der Schule überhaupt wert sind, und ich nehme dazu nur noch II2 und einige Verse aus I6 nebst Ovids Elegie auf den Tod des Tibull. Zweck meiner Arbeit ist aber nicht die Auffindung neuer Thatsachen und Gedanken, sondern allein eine übersichtliche Gruppierung des Stoffes, der als Gewinn aus der Beschäftigung mit Tibull dem Schüler als immerwährender Besitz verbleiben soll. Gelingt mir diese Zusammenstellung, so bin ich zufrieden; sollte gar dieser oder jener Amtsgenosse durch sie von dem Werte der Tibull-Lektüre für die Schule überzeugt oder in ihrer Behandlung gefördert werden, so würde dies mir Freude machen.

Zunächst will ich in aller Kürze den Inhalt und Gedankengang der Elegieen darlegen, die uns hier beschäftigen sollen.

I1: Des Dichters Lebensideal. ‚Reichtum an Gold und Land überlasse ich denen, die sich den Mühen des Krieges unterziehen; ich wünsche mir bei meinem bescheidenen Besitz ein thatenloses Leben am eignen Herde. Mit eigner Hand verrichte ich dann ländliche Arbeiten und darf wohl auf reichen Fruchtertrag hoffen, da ich fromm die Götter des Landes und Hauses ehre, wenn auch nur mit bescheidenen Opfern (1—24).

*) Nun kann ich wohl, zufrieden mit meinem bescheidenen Besitze, behaglich leben, ohne ganz unthätig zu sein. Vor Verlusten an meinem Viehstande schützt mich meine Frömmigkeit. Möge meine Dürftigkeit die Götter nicht abhalten mir beizustehen; denn sie entspricht der Einfachheit der alten Zeiten (25—40).

Ich sehne mich nicht nach dem Reichtume meiner Vorfahren zurück; mir genügt geringer Ertrag, wenn ich mich der behaglichen Ruhe erfreuen darf, zumal wenn sie mit Liebe verbunden ist. Bescheidener, aber behaglicher Besitz ersetzt mir den Reichtum, der unter Gefahren erworben wird, und den Ruhm ersetzt mir die Liebe. Möge erst der Tod mich von meiner Delia trennen. Solange ich aber lebe, will ich auch lieben (41—74).

Auf diesem Gebiete bin ich tüchtig als Feldherr und Krieger; doch der wirkliche Kriegsdienst möge denen überlassen bleiben, die nach Wunden und nach Reichtum begehrlich sind: ich dagegen werde nach Bergung meiner Früchte sorgenlos den Reichtum sowie die Not verachten (75—78).

---

*) Die Unsicherheit der Lesart an dieser Stelle macht die sichere Abteilung des Gedankens unmöglich. Ich bin hier Seyffert gefolgt, der Heynes Konjektur Jam modo, iam possum aufgenommen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Elegie mutet an wie ein klassischer Tonsatz: einige Hauptmotive kehren, unterbrochen von anderen und auf das mannigfaltigste mit ihnen verschlungen immer wieder, teils einfach, teils variiert. So ist es auch in diesem Gedichte; der Gedanke: ‚Ich strebe nicht nach Reichtum, sondern nur nach einem ruhigen Leben bei bescheidenem Besitze' ist das Hauptmotiv, das viermal wiederkehrt; die Scheu vor den Kriegsmühen klingt zweimal hervor; je einmal die Schilderung des Landlebens und des Liebesglückes. So entsteht ein musikalisches Auf- und Abwogen der verschiedenen Gefühle, ohne dafs eine strenge Ordnung durchblickt.*)

I 3: Fern von der Heimat. ‚So werdet ihr denn, o Messalla, ohne mich durch die ägäischen Wogen segeln; doch vergefst mein nicht, der ich im Phäakenlande krank zurückbleiben mufs. Verschone mich hier, o Tod, da ich weder meine Mutter noch meine Schwester noch meine Geliebte bei mir habe (1—10).

Meiner Geliebten Angst, die sich auch auf mich übertrug, hat nichts Gutes bedeutet: wer wider Amors Willen scheidet, dem legt dieser Gott Hindernisse in den Weg (11—22).

Nichts nützte ihr die Verehrung der Isis; vielleicht aber hilft diese Göttin noch (23—34).

Wie friedlich lebte das Menschengeschlecht doch unter Saturns Herrschaft; jetzt unter Juppiters Regierung giebt es nur Mord und andere Wege zum Tode. Schone mein, o Vater; doch mufs ich sterben, so mag mein Leichenstein meine Freundestreue rühmen (35—56).

Dann führt mich Venus selbst in die elysischen Gefilde, den lieblichen Aufenthalt früh verstorbener Liebender; an einem häfslichen Orte des Schreckens weilen dagegen die, welche sich gegen die Götter, auch gegen Venus versündigt haben, und dorthin gehört auch der, welcher mich in die Ferne gewünscht hat (57—82).

Inzwischen bleib mir treu, Geliebte, bis ich unverhofft heimkehre (83—92).

Möge mir dieser glückliche Tag beschieden sein! (93—94)'.

In diesem Gedichte gliedern sich die Gedanken klarer als in dem vorigen. Besonders anziehend ist in ihm das persönliche Hervortreten des Dichters und seiner Delia.

I 7: Zu Messallas Geburtstage. ‚Was heute vor Jahren die Parzen verkündet haben, dafs an diesem Tage der Überwinder der Aquitaner geboren worden sei, hat sich erfüllt: die Aquitaner sind besiegt, und du hattest die Ehre des Sieges, an der auch ich ein wenig Anteil habe (1—12).

Soll ich vielleicht deine Feldzüge in Asien besingen? (13—20).

Oder die in Ägypten, wo der Nil fliefst und Osiris, der Geber des Ackerbaues und seiner Segnungen, verehrt wird? (21—48).

Komm, Osiris-Bacchus, und verherrliche des Messalla Geburtsfest (49—55).

Möge dir, Messalla, ruhmvolle Nachkommenschaft beschieden sein; möge das Land deine Verdienste um den Strafsenbau anerkennen; mögest du deinen Geburtstag noch oft und immer glücklicher feiern (56—64)'.

Dieses Gedicht bietet von allen schulmäfsigen Gedichten Tibulls die meisten sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten und gewährt dabei die geringste Befriedigung. Es zeigt eine Menge von alexandrinischer Gelehrsamkeit und manche Mängel der Darstellung (vgl. Teuffel a. a. O. S. 355).

I 10: Krieg und Frieden. ‚Weh über den Erfinder der Schwerter! Er schuf den Menschen einen kürzeren Weg zum Tode. Doch nein, wir selbst gaben den Schwertern erst diese Bestimmung. Daran ist nur das Gold schuld, und Kriege gab es nicht zur Zeit der alten Einfachheit. O lebte ich doch in jener! Dann brauchte ich keine Furcht vor dem Kriege zu hegen. Jetzt aber schleppt man mich in Kriege

*) Vgl. die ähnlichen Urteile G. Bernhardys Röm. Litt. S. 578 und W. S. Teuffels Studien und Charakteristiken z. grch. u. röm. sowie z. deutsch. Litteraturgesch. Lpz. 1871, S. 384 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter Gefahr meines Lebens. Erhaltet mich, ihr Laren, die ihr mich in meiner Jugend beschützt habt. Schämt euch eurer einfachen Bilder nicht: sie stammen aus der Urväter Zeit, wo man noch die Treue hochhielt, wenn man auch die Götter nur mit kärglichen Opfern bedachte. Auch ihr sollt ein Opfer von mir haben, das ich selber darbringen will. Tapferkeit überlasse ich einem anderen und lasse mir von ihm später beim Weine seine Kriegsthaten erzählen. Wahnsinn ist es, durch Kriege den Tod herbeizurufen, der schon von selber bevorsteht. Dort unten aber ist's fürchterlich! Wohl dem, der im Kreise seiner Familie ein hohes Alter erreicht; das wünsche ich auch mir, und zwar in Friedenszeit, wo Festfreude herrscht und nur die Kämpfe der Liebe entbrennen. In diesen verfahre man fein säuberlich mit dem weiblichen Geschlechte, nicht roh. So komm denn, holder Friede!'

Diese Elegie ergänzt die erste, indem sie eins der dort vorkommenden Nebenmotive als Hauptmotiv durchführt und durch den Gegensatz in das hellste Licht setzt.

II 1: Das Fest der Feldweihe. Der Dichter als Hausvater spricht: ‚Alles schweige andächtig bei der heiligen Handlung, die jetzt nach altem Brauche vollzogen werden soll. Bacchus und Ceres, wohnt dem Feste bei. An diesem Tage sollen das Feld und die es bearbeiten, Menschen und Tiere, der Ruhe pflegen, und auch die weiblichen Arbeiten sollen rasten. Reinheit der Seele wie des Leibes zeichne die Festteilnehmer aus (1—14)'.

Nach solcher Schilderung der Vorbereitungen zum Feste führt er den Opferzug vor Augen und läfst das Opferlamm schlachten und zerlegen, während er die heimischen Götter um Schutz der Fluren und des Viehes anruft und ihnen dafür ein fröhliches Dankfest vor dem Beginne der Ernte verheifst (15—24).

Da die Opferschau glückverkündend ausgefallen ist, so mahnt er zu einem kräftigen Festtrunke, bei dem der erste Wunsch dem Wohle seines berühmten Gönners Messalla ertönen soll. Messalla soll ihn auch wie eine Muse zu dem Dankliede gegen die Landgötter begeistern (25—36).

Jetzt folgt dies Lied, in dem die Götter des Landes gepriesen werden als diejenigen, die durch die Vermittelung des Landbaues dem Menschengeschlecht alle Kultur brachten und sowohl die materiellen als auch die geistigen Fortschritte desselben veranlafsten, und zugleich mit diesen Göttern erhält auch Amor ein Lob, da er ebenfalls dem Lande sein Dasein und seine Geschicklichkeit verdanke (37—80).

Mit der Aufforderung Amor anzurufen und die Festfreude zu geniefsen, da die Nacht herannahe, schliefst das Gedicht (83—90).

Diese Elegie ist die gedankenreichste der bisher besprochenen; ihr Aufbau ist dem Inhalt entsprechend strenger logisch als der der übrigen.

II 2: Zu Cornutus' Geburtstage. ‚Lafst uns am Altare beten und Weihrauchopfer darbringen, und der Geburtsgott selber möge erscheinen und den Wünschen des Geburtstagskindes Gewährung winken. Dein einziger Wunsch aber, o Cornutus, wird die treue Liebe deiner Gattin sein. Möge dieser in Erfüllung gehen, möge euch bis ins hohe Alter das Band treuer Liebe umschlingen und Nachkommen zu euren Füfsen spielen.'

Das einfache Gedicht ist durch seine Herzlichkeit und durch die gemütvolle Auffassung des Eheglücks besonders ansprechend.

Ich gehe nunmehr an die Zergliederung dieser Gedichte.

I. Über des Dichters äufsere Verhältnisse geben die in Rede stehenden Elegieen nur wenige, aber für das Verständnis des Schülers ausreichende Notizen. Tibulls Familie ist einst begütert gewesen, da seine Vorfahren bedeutenden Ackerbesitz hatten, der ihnen reiche Ernten und dadurch Reichtum einbrachte (I 1,41 f.); auch ihr Viehstand war grofs, sodafs sie am Feste der Feldweihe recht wohl eine Färse opfern konnten (ebd. 21). Dieser Reichtum ist aber verloren gegangen, und dem Dichter ist nur ein bescheidener Landbesitz geblieben (ebd. 19), der es ihm möglich macht, in Ruhe und ohne Teilnahme an Kriegszügen (ebd. 25), wenn auch nicht ohne eigene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeit (ebd. 29 ff.) zu leben. Mit den Gliedern seiner Familie, der Mutter und Schwester scheint er durch innige Zuneigung verbunden (I 3,5 ff.). Heifse Liebe zu einer gewissen Delia, die ihn ebenfalls zärtlich liebt (I 3,9 ff.), verschönert sein Leben und läfst ihn eine beständige Verbindung mit ihr ersehnen. Delia lebt unter dem Schutze ihrer fleifsigen alten Mutter in einer bescheidenen Häuslichkeit, aus der nur eine Magd erwähnt wird (I 3,84); diese Mutter begünstigt das Liebesverhältnis des Dichters mit ihrer Tochter und erfreut sich ihrerseits seiner gröfsten Achtung (I 6,57 ff.). Auch ein vornehmer Gönner fehlt ihm nicht, dem er seinerseits treu ergeben ist: dies ist Messalla, der Sprofs eines alten, edlen Hauses (I 1,53 f, II 1,32). Ihn hat er auf seinem Kriegszuge gegen die Aquitaner, vielleicht auch auf seinen Zügen nach Kleinasien und Ägypten begleitet (I 7); seinem Gefolge schliefst er sich auch auf einer Reise nach dem Osten an, doch mufs er krank in Korcyra zurückgelassen werden (I 3). Weitere Nachrichten über des Dichters äufseres Leben sind der Elegie Ovids auf den Tod des Tibull (Amor. III 9) zu entnehmen. Aus ihr ergiebt sich, dafs des Dichters erste Liebe nicht seine letzte gewesen ist, sondern dafs er später bis zu seinem Tode für eine andere Geliebte, namens Nemesis geglüht hat, dafs seine Gedichte ihm frühzeitig grofsen Ruhm erworben haben, dafs er aber jung gestorben ist, betrauert von seiner Mutter und seiner Schwester, wie er es einst gewünscht, betrauert auch von der ersten wie von der letzten Geliebten, betrauert endlich von allen Verehrern der elegischen Dichtungsart.

II. Diese wenigen Thatsachen reichen vollkommen aus, um als Grundlage zum Verständnisse des Innenlebens unseres Dichters zu dienen. Wir erkennen dasselbe aus seinem ‚Verhältnisse zu den drei Welten von Natur, Menschenleben und Gott‘*) und betrachten

1. Tibulls Darstellungen aus der Natur.

Über die Ausbeute, die wir hier zu erwarten haben, werden wir uns hinsichtlich ihres Umfanges von vorn herein nicht allzugrofse Erwartungen machen, wenn wir uns erinnern, wie knapp die Alten gegenüber den Modernen in ihren Naturschilderungen zu sein pflegen; jedoch entschädigt uns für solchen Ausfall einerseits die Klarheit und Anschaulichkeit der vorhandenen Naturbilder, andererseits die reichlich hervortretende Personifikation von Naturgegenständen und Naturvorgängen, die wie bei allen anderen Dichtern des Altertums, so auch bei Tibull die ausgeführten Naturschilderungen der modernen Dichter vielfach ersetzt. Wir finden von ‚Bildern ohne bestimmten Hintergrund‘ gelegentliche charakteristische Schilderungen von Vorgängen in den verschiedenen Jahreszeiten: die vom Hundssterne zerklüfteten trocknen Gefilde (I 7,21) den schattenden Baum am Rinnsal eines vorüberfliefsenden Baches als Schutz gegen die Hundstagshitze (I 1,27 f.), das dürstende Gartenland, das die berieselnden Wasser begierig einsaugt (II 1,42), die um die trauliche Hütte tobenden grausigen Winde und die zur Winterszeit vom Süd herabgegossenen eiskalten Regenströme (I 1,45. 47); wir vergegenwärtigen uns ferner den Anblick des Feldes in den verschiedenen Stufen seiner durch die Menschenhand bewirkten Gestaltung: den vom Pfluge durchwühlten Erdboden (I 7,30), den Acker, der am Festtage von seinen Mühen sich erholt (II 1,5), die tauben Ähren, welche die Ernte beeinträchtigen (II 1,19), die Erntezeit, wo die Erde ihr blondes Haar alljährlich ablegt (II 1,48). Von den Tageszeiten schildert uns Tibull das Hereinbrechen der Nacht in personificierender Weise (II 1,87—90): die Nacht schirrt ihre Rosse an, und den Wagen ihrer Mutter geleiten die goldnen Sterne in ausgelassenem Reigen, und hinterher kommt der stille Schlaf mit dunkeln Fittichen und die nächtlichen Träume, die auf unsicheren Füfsen einhergehen. — Aus dem Tierleben stellt uns der Dichter lebhaft vor die Seele die Arbeit der emsigen Bienen, die im Lenz den Blumensaft in ihren Korb tragen, um die Waben fleifsig mit süfsem

*) Vgl. Frick in ‚Aus deutschen Lesebüchern‘ IV S. 718.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Honig zu füllen (II 1,49 f.). Die Stelle bietet Gelegenheit zu einem Vergleiche mit der ausführlicheren Darstellung desselben Stoffes bei Vergil Aen. I 430 ff. — Naturbilder mit einem geographisch bestimmten Hintergrunde fehlen ebenfalls nicht, und zwar finden sie sich sämtlich in I 7: der Cydnus, der in sanftem Zuge mit schweigenden Wogen blau wegen seines ruhigen Wassers durch sein Flufsbett hinschleicht (13 f.), der Nil mit seinen verborgenen Quellen, deren auch Ovid Met. II 254 f. und Horaz Carm. IV 14,45 f. gedenkt, dem es das Land und seine Pflanzen verdanken, dafs sie Juppiter nicht um Regen zu bitten brauchen, weil er zur Sommerzeit, wenn die Hundstagshitze die Gefilde zerklüftet, sein Wasser befruchtend übertreten läfst (21—26); der kalte Taurus, der mit seinem himmelragenden Gipfel die Wolken berührt und bärtige Cilicier ernährt (15 f.), Tyrus, das mit seinen turmhohen Gebäuden in das weite Meer hinausschaut (19 f.), und andere syrische Städte, in denen die heiligen Tauben der Astarte ungefährdet umherflattern (17 f.). Hierher gehören auch die Phantasiegemälde, die der Dichter von den elysischen Gefilden und der Unterwelt entwirft. In jenen blühen und duften ohne besondere Pflege allerlei Blumen, überall lassen Vögel aus zarter Kehle ihr süfses Lied ertönen, und dazwischen üben die Bewohner, das Haar mit Myrten geschmückt, Tanz, Gesang und Liebeslust (I 3,57—66). Vgl. Bürger ‚Die Umarmung' (Hempels Ausg. S. 100). In der Unterwelt, soweit sie im allgemeinen das Reich der Toten ist, prangt kein Saatfeld, kein fruchtbarer Weingarten; dort weilt der freche Cerberus und der häfsliche Ferge des Styxflusses, und mit bleichem Antlitz und versengtem Haar schweift der Schwarm der Abgeschiedenen an den düstern Wassern umher (I 10,35—38). Als Wohnsitz der Frevler wird sie noch schrecklicher geschildert: sie liegt in tiefer Nacht, die von dunkeln Strömen umrauscht ist; vor ihrem erzbeschlagenen Thore wacht der schwarze Cerberus, von Schlangen umzischt, und im Innern jagt Tisiphone mit flatterndem Schlangenhaar die Schar der Gottlosen ohne Rast umher, sowie die Erzsünder gegen der Götter Würde dort ihre bekannten Strafen erleiden, indem Ixions sündige Glieder auf schnellem Rade umgewirbelt werden, indem Tityos auf neun Morgen Landes ausgestreckt sein schwarzes Eingeweide ruhelosen Vögeln zum Frafse beut, indem Tantalus, im See stehend, seinen brennenden Durst nicht zu stillen vermag, da das Wasser, wenn er trinken will, vor dem Dürstenden zurückweicht, und indem endlich des Danaus Töchter das Wasser der Lethe in hohle Fässer schleppen (I 3,67 ff.). Mit diesen Phantasiegemälden Tibulls läfst sich Horazens Schilderung von den Inseln der Seligen Epod. 16,43—62 trefflich vergleichen. Bei weitem die Mehrzahl dieser Naturbilder ist ‚rein gegenständlich (objektiv)' *) gehalten; nur wenige deuten den Naturgenufs an, wie I 1,27 f. und 45, und niemals dienen sie zum Ausdrucke menschlicher Stimmungen: ausgeführte dichterische Stimmungsbilder sind dem Altertume zwar nicht fremd, finden sich aber auch nicht häufig; doch tritt uns in den zahlreichen Personifikationen bisweilen auch bei Tibull etwas diesen Bildern Ähnliches entgegen, z. B. wenn er I 1,50 von tristes pluviae spricht. Ebensowenig kann bei Tibull davon die Rede sein, dafs seine Naturbilder ‚Zeugnisse eines geweihten und geheiligten Naturgefühls' **) wären; eine Vereinigung des Naturgefühls mit dem Gottesgefühl zeigt sich bei den Alten ebenfalls nur in den Personifikationen von Naturgegenständen und Naturerscheinungen, und wo das letztere sonst hervortritt, indem die Götter mit Bitte oder Dank betreffs ihres Wirkens in der Natur angerufen werden, tritt das erstere zurück.

Reichere Ausbeute wird uns zuteil, betrachten wir

2. Tibulls Darstellungen aus dem Menschentume.

Hier finden wir fast alle Seiten beleuchtet, fast alle Beziehungen berührt, die je des Menschen Interesse erregt haben: Leben und Tod, Arbeit und Vergnügen, Liebe und Hafs, Glück und Unglück, Kulturgeschichte, Moral, kurz alles was den Einzelmenschen, alles was die Menschheit angeht, wird von unserem Dichter zum mindesten

*) Frick a. a. O. S. 718. — **) Frick a. a. O. S. 726.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angedeutet, zum Teil auch ausführlicher behandelt. Ordnen wir den Stoff in der Weise, dafs wir zuerst des Dichters Anschauungen von der Kulturentwickelung der Menschheit und sodann seine Darstellungen aus dem Leben des einzelnen Menschen zusammenstellen.

A. Tibull nimmt in materieller Hinsicht eine allmähliche Entwickelung des Menschengeschlechtes aus unvollkommenen Zuständen zu vollkommeneren an: die Früchte der Waldbäume waren der Menschen Nahrung, und feste Wohnungen, Haustiere und Hausgeräte fehlten ihnen, bis die Einführung des Ackerbaues in allen diesen Beziehungen eine Besserung herbeiführte. Die Götter des Landes entwöhnten die Menschen, den Hunger mit den Früchten der Waldbäume zu stillen; sie lehrten sie Balken zusammenfügen und mit grünem Laube decken, um so eine Hütte herzustellen; sie lehrten sie Stiere zähmen und Wagen bauen. Da lernten die Menschen Obstbäume zu veredeln, Gärten anzulegen, Trauben zu keltern und mit ihrem sorgenbrechenden Safte das nüchterne Wasser zu mischen, Getreide zu bauen und durch künstliche Bienenzucht Honig zu gewinnen. Ein Landmann war es, der durch fleifsige Arbeit mit dem Pfluge wohlhabend geworden das Dichten erfand und zu seinem Liede musikalische Begleitung komponierte, um es dann vor seinen schön geschmückten Götterbildern vorzutragen; ein Landmann war es, der zuerst mit Mennig geschminkt dem Bacchus zu Ehren Chorreigen aufführte und so den Anstofs zum Drama gab. Auf dem Lande lernte man auch die Verehrung der Hausgötter und die Fertigkeit zu ihrem Schmucke Kränze zu winden. Auch Wolle zu gewinnen und sie auf Spindel und Webstuhl zu verarbeiten erfand man auf dem Lande. Endlich aber entstand daselbst die herrlichste Beglückerin der Menschen, die Liebe (II 1,37 ff.). In ideeller Hinsicht dagegen preist Tibull die alte Zeit, die er als das Zeitalter des Saturn bezeichnet, vor der Neuzeit, dem Zeitalter des Juppiter: in jenem habe der Mensch sein Glück im engen Kreise der Heimat gefunden, wo ihm die Eichen von selber Honig, die Schafe freiwillig ihre Milch boten, wo er noch nicht die Tiere unter das Joch spannte, wo Schiffahrt und Handel, Zorn, Schwert und Krieg unbekannt waren, wo es kein persönliches Eigentum und keine Grenzen gab; in diesem dagegen gebe es nichts als Mord, Verwundung, Seefahrt und tausend andere Wege zum Tode (I 3,35 ff.). In demselben Sinne preist der Dichter die gute alte Zeit, da in ihr niemand nach Reichtum trachtete, sondern jeder sich mit bescheidenem Besitze begnügte, als dessen Symbole die irdenen Gefäfse, der buchene Becher, die hölzernen Götterbilder im Haus und im bescheidenen Tempel und die einfachen Opfer genannt werden (I 1,39 f. I 10,8 ff.). In jener Zeit gab es auch noch keine das Eigentum schützenden Burgen oder Schanzpfähle, und sorglos konnte der Hirte zwischen seiner Herde sich dem Schlafe hingeben (I 10,7 ff.). Aus zwei Gegensätzen also entspringt bei Tibull die Schilderung der Urzeit des Menschengeschlechtes, aus der Betrachtung der materiell hohen Kulturstufe seiner Zeit einerseits und des damit verbundenen sittlichen Niederganges andererseits: einst ein armseliges, aber müheloses und sorgenfreies Dasein, jetzt ein verfeinertes, aber mit Arbeit und Ängsten aller Art verbundenes Leben. Ähnlich verherrlicht Ovid Met. V 341 ff. und Fast. IV 507 ff. die Göttin Ceres als Lehrerin des Ackerbaues und ‚Bezähmerin wilder Sitten‘, während er Fast. I 197 ff. die ältere Zeit und ihre Einfachheit seinen überfeinerten und den Lastern ergebenen Zeitgenossen als einen Spiegel vorhält. Ähnlich feiert endlich Schiller im ‚Eleusischen Fest‘ nnd im ‚Spaziergang‘ den Ackerbau als erste Bedingung zur Kulturentwickelung des Menschengeschlechtes, während er am Ende des letztgenannten Gedichtes die Rückkehr zur verlorenen Natur als das einzige Heilmittel gegen die aus der Kultur entspringenden Schäden bezeichnet.

B. Anziehend sind ferner Tibulls Darstellungen aus dem Leben des Einzelmenschen, die uns zugleich ein Bild seines Lebensideales darbieten.

Beschützt von den Hausgöttern wächst das Kind heran und trippelt zu ihren Füfsen im Hause herum (I 10,15 f.). Ist der Mensch erwachsen, so füllen sein Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mancherlei Arbeiten. Der eine hat Freude am Kriegsdienst, der ihm zwar reichliche Beute an Gold und Ländereien verspricht, aber auch beständige Anstrengungen und schlaflose Nächte, sowie Gefahren für Leib und Leben mit sich bringt, indem teils die Waffen in Feindes Hand, teils das Meer dem Krieger den Tod zu bringen drohen (I 1,1—4, I 10,1—14). Solch ein Leben überläfst der Dichter gern denen, die es nach Reichtum gelüstet, oder die den Kriegsruhm ihrer Ahnen durch eigenen Kriegsruhm zu mehren verpflichtet sind (I 1,1 f., 53 f.), und nur gezwungen nimmt er an Kriegszügen teil, von beständiger Furcht für sein Leben gequält und allein durch das Vertrauen auf die Götter seines Hauses aufrecht gehalten, denen er nach glücklicher Heimkehr wieder Opfer darbringen zu können wünscht (I 10,13 ff., I 3,33 f.). Sein Ideal ist es, bei bescheidenem Besitz in behaglicher Ruhe, wenn auch nicht beschäftigungslos, das Leben eines Landmannes zu führen, das von Freundschaft und Liebe noch verschönt wird; Tapferkeit mit den Waffen will er gern anderen überlassen, damit der Krieger dann nach seiner Rückkehr aus dem Kriege ihm beim Wein seine Thaten erzählen und zur Veranschaulichung seines Berichtes ihm das Kriegslager auf dem Tische mit etwas Wein aufzeichnen kann (I 1,1—6, 25—32, 41—50, 75—78, I 10, 29—32). Er ist ein Mensch, wie ihn Horaz Carm. I 1,11—14 in kurzen Worten schildert. Zum vollkommenen Glücke gehört nach seiner Meinung die treue Liebe der Gattin sowie auch Nachkommenschaft, die er deshalb zwei Freunden zum Geburtstage wünscht und auch sonst als Bestandteil eines heiteren Lebensabends bezeichnet (I 7,55, II 2,11 ff., I 10,39 ff.). Ehe jedoch dieser Lebensabend und nach ihm der Tod kommt, will er das Leben geniefsen, das er sich verschönert wünscht durch Liebe und Freundschaft, Frieden im Lande, Weingenufs, Musik und Tanz. In diesem Lebensideal berührt sich Tibull vielfach mit Horaz, und somit bildet die Lektüre seiner Gedichte eine passende Vorbereitung auf diejenigen Gedichte des Horaz, die des Dichters Welt- und Lebensanschauung behandeln, wie Carm. I 31, II 18 und andere. Von den deutschen Dichtern läfst sich hier besonders Hölty zur Vergleichung heranziehen, der dieselben Gedanken in mehreren Gedichten ausführt und auch hinsichtlich seines frühen Todes sich mit Tibull vergleichen läfst, nur dafs er als frommer Christ den Tod nicht fürchtet, sondern sogar herbeisehnt, während dem Tibull der Tod als Bild des Schreckens vor Augen schwebt, der schwarze, unerbittliche Tod mit seinen gierigen Händen, der von selbst einem jeden bevorsteht und ‚auf leisen Sohlen' naht (I 3,4. 55, I 10,33).

Die im vorstehenden kurz berührten Beschäftigungen der Menschen sowie die Dinge, die das Leben verschönen, führt der Dichter uns alle in sehr charakteristischen Zügen und zum Teil recht ausführlich vor die Seele. ‚Fühllos wie das Eisen' war nach seiner Meinung der Mann, der die schrecklichen Schwerter erfand; denn mit ihrer Erfindung entstanden dem Menschengeschlechte Mord und Kampf, und ein kürzerer Weg zum grausen Tode eröffnete sich ihm! So klagt der Dichter, ergriffen von dem Gedanken an die Schrecken des Krieges, jenen unbekannten Erfinder des Schwertes an; doch sogleich entschuldigt er ihn wieder: nicht jener Unglückliche hat es verschuldet: was er den Menschen als eine Waffe gegen die wilden Tiere gab, haben sie aus Habsucht zu ihrem eigenen Verderben angewandt (I 10,1—7). Hart nennt er anderswo die Kunst des Schwertfegers und ihn selbst grausam (I 3,47 f.). Beständige Anstrengung vor dem nahen Feinde erwartet den Krieger, lange Märsche ermüden ihn und entfernen ihn von der Heimat, und die Stöfse der Kriegsdrommete verscheuchen ihm den Schlaf (I 1,3 f., 26). Auch hier läfst sich wiederum Horazens kurze Schilderung des Kriegslebens Carm. I 1,23 ff. vergleichen. Mag solches Leben nun auch der lieben, den die Aussicht auf reiche Beute lockt, so ist es doch schrecklich für einen Menschen von des Dichters Lebensanschauung, immer daran denken zu müssen, dafs vielleicht bereits ein Feind die Waffe schwingt, die bestimmt ist in seiner Brust zu haften (I 10,13 f.). — Mit ähnlichem Grauen äufsert sich Tibull über die Schiffahrt. Bewohner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Tyrus waren es, die zuerst ein Fahrzeug den Winden anzuvertrauen verstanden (I 7,20). Der Fichtenkiel bietet den blauen Wogen Trotz und giebt seinen Segelbausch entfaltet den Winden preis; der Schiffer aber belastet das Schiff mit ausländischer Ware, um unstet umherschweifend aus fremden Landen Gewinn zu holen (I 7,37 ff.). Die Meerfahrten sind eine der Erfindungen, durch welche die Menschen den ohnehin drohenden Tod herbeilocken (I 7,50). Vertieft kehrt dieser Gedanke später im Unterrichte bei Horaz Carm. I 3 und bei Sophokles im ersten Stasimon der Antigone wieder; ausführlich und eingehend geschildert finden sich die Gefahren einer Seereise bei Ovid Trist. I 2, worauf hinzuweisen ist. — Ganz anders mutet unsern Dichter die Arbeit des Landmannes an. Dafs er den Ackerbau als eine Erfindung der Götter und als den Anfang aller Kultur hochachtet, war schon oben angedeutet; hören wir nun, was für eine Schilderung er im einzelnen von seiner Beschäftigung als Landmann entwirft. Mit eigner Hand pflanzt er zu passender Zeit und mit kundiger Hand Weinreben und Obstbäume und lebt der Hoffnung, dafs sie ihm seimigen Most in voller Kufe und Haufen von Früchten bringen werden. Er schämt sich nicht, bisweilen selber den Karst zu ergreifen und mit dem Stachelstocke die trägen Stiere anzutreiben; auch verdriefst es ihn nicht, ein von der Mutter verlassenes Lamm oder Zicklein in seinem Gewande nach Hause zu tragen (I 1,7—32). Mit dieser Ausführung sind die Schilderungen der Freuden des Landlebens bei Horaz Epod. 2 und bei Ovid Remed. am. 169—194 zu vergleichen. Das Horazische Gedicht macht fast den Eindruck, als ob es eine Satire nicht nur im allgemeinen auf die theoretischen Verehrer des Landlebens wäre, die in praxi hübsch in der Stadt bleiben, sondern auch ganz besonders sich auf Tibulls erste Elegie des ersten Buches bezöge, wie denn sogar der Name Alfius in Horazens Gedichte an Tibulls Gentilnamen Albius erinnern könnte.*) Die Hoffnung auf den Ertrag seiner Arbeit beruht auf seiner Frömmigkeit: er opfert den Göttern des Landes und des Hauses nach Mafsgabe seines Vermögens, und er feiert ihnen zu Ehren die gebräuchlichen Feste, das Fest der Feldweihe zu Beginn der Feldarbeit, um das Land und seine Bebauer zu entsühnen, und vor Beginn der Ernte das Dankfest (I 1,11—24, 35 f., II 1,1—24). So wächst sein Wohlstand allmählich, und behält er auch in treuer Anhänglichkeit an das Alte, die ja auch Horaz Carm. II 16,13 ff. ehrt, sein einfaches irdenes Geschirr und seine altertümlichen holzgeschnitzten Hausgötter bei (I 10,17 f., I 1,37 ff.), so merkt man doch seine Wohlhabenheit an seinem eigenen Aussehen (II 1,51. 53. 21) sowie an der Menge seiner Leibeigenen (II 1,23 f.); ja er giebt sich auch sorglos und mit Wohlbehagen körperlichen und geistigen Erholungen hin. Er ruht bei Hundstagshitze im Schatten eines Baumes am Rinnsal eines vorüberfliefsenden Wässerleins (I 1,27 f.); er streckt sich behaglich auf seinem lieben Ruhebette, wenn draufsen die Winde tosen und der Regen niederplätschert, und gedenkt trotz seiner Dürftigkeit mitleidsvoll derer, die, um Reichtum zu erwerben, sich der Wut des Meeres und den verstimmenden Regengüssen aussetzen (I 1,48 f.). Und wenn er, wie erwähnt ist, annimmt, dafs Dichtkunst, Musik und Chorreigen von wohlhabenden Landleuten erfunden sind, so dürfen wir wohl glauben, dafs er damit in bescheidener Zurückhaltung andeuten will, auch er stehe in seiner Mufse solchen Beschäftigungen nicht fern. — Was ihn aber noch ganz besonders an die Heimat fesselt und ihm das stille Landleben angenehm macht, das ist die Liebe und ihre Freuden. Kein Mädchen soll um seiner Entfernung willen weinen; gern will er sich träge schelten lassen, wofern er nur bei seiner Geliebten weilen darf, die ihm das Leben auf dem Lande besonders verschönt, wenn er auch nur wie ein Thürhüter vor ihrer hartherzigen Hauspforte sitzen

*) Diese Vermutung, die nach Excurs. I z. d. St. in der Horazausgabe von Orelli und Baiter zuerst von Gruppe aufgestellt und von Lachmann bedingungsweise gebilligt ist, läfst sich bei der Unsicherheit, die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte Tibulls zu bestimmen, nicht mit chronologischen Gründen abweisen; auch die Notiz bei Columella de re rust. I 7,2, aus der man schliefsen will, dafs faenerator Alfius eine historische Person sei, spricht nicht unbedingt gegen dieselbe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann (I 1,41 ff.). Doch höchste Wonne ist es ihm, wenn er mit ihr vereinigt ist und sie an seine Brust drücken darf; sie möchte er anschauen, wenn sein letztes Stündlein kommt, und sie umschlungen halten, wenn ihm die Hand im Sterben ermattet (I 1,45 f., 59 f.). Hier ist wohl der passende Ort, Tibulls Schilderungen aus dem Gebiete der Liebe überhaupt zusammenzustellen. Das Verhältnis zum weiblichen Geschlechte behandelt der Dichter in dem hier inbetracht kommenden Elegieenkreise höchst mannigfaltig. Liebeslust und Liebesleid in allen möglichen Gestalten führt er uns vor, indem er teils selbsterlebte Scenen aus seinem Leben schildert, teils seine Phantasie walten läfst. Wir erfahren aufser dem oben erwähnten noch, wie seine Geliebte über seine bevorstehende Seereise in Angst und Sorgen schwebt, wie sie über den Ausgang derselben alle Götter und einen Wahrsager befragt und für die glückliche Wiederkehr des Geliebten eifrig der Isis dient, wie sie aber trotz günstiger Vorzeichen ihre Sorgen nicht zu bannen vermag, sondern beständig weint und mit Bangen an seine Reise denkt. Der Geliebte waltet dabei seines Trösteramtes (solator), wird aber doch von der Angst der Geliebten angesteckt und benutzt alle möglichen Vorwände, die Trennung von ihr zu verschieben (I 3,9 ff.). Er malt sich sodann aus, wie sie in seiner Abwesenheit mit der Mutter und der Magd beim Schein des Lämpchens spinnt, während die Mutter Geschichten erzählt und die Magd ermüdet einnickt und die Arbeit sinken läfst, und wie er in diesem Augenblicke unverhofft heimkehrt und von der überraschten Geliebten empfangen wird (I 3,85 ff.). Diese herrliche Schilderung hat sicher Ovid Fast. II 741 ff. vorgeschwebt, wo er die Überraschung der Lucretia durch ihren Gatten erzählt. Die eben angeführten Gedanken des Dichters stehen in dem gesamten dichterischen Lesestoffe des Altertums, der den Schülern geboten werden kann, einzig da; sie sind so zart und gefühlvoll und stimmen mit dem, was unsere deutschen Volkslieder und Dichter über Liebesglück und Liebessehnen singen, so vollständig überein, dafs sie es geradezu verdienen, dem Schüler vorgeführt zu werden als Probe der Innigkeit, mit der auch das Altertum diesen Stoff behandelt hat. Dasselbe gilt von dem reizenden Genrebilde des Zwistes zweier Liebenden, zwischeu denen gemächlich Amor, der lose Schelm, sitzt und den Streitenden sogar noch böse Worte darreicht, also scheinbar die Flammen des Streites schürt, während doch das Ende desselben sicherlich kein anderes sein wird als in Horazens verwandtem Liedchen Carm. III 9, das später Gelegenheit zum Rückblick auf diese Stelle geben kann. Selbstverständlich wird man auf die Person und die Verhältnisse der Delia nicht näher eingehen, was ja auch, wie ich schon oben angedeutet habe, für das Verständnis der schulmäfsigen Gedichte Tibulls überflüssig ist; dagegen ist es nötig, zur richtigen Auffassung der übrigen Gedanken, die der Dichter in diesen Elegieen über die Liebe äufsert, auf das heifsere Blut der Italiener sowie auf die Verschiedenheit der Sitten der Völker, ja auch nur der Volksschichten hinzuweisen. So wird meines Erachtens selbst das wundervolle Genrebild II 1,75 ff. für die Schule verwendbar, wie das Mädchen bei Nacht heimlich über die zu ihrem Schutze bestellten schlafenden Diener hinwegschreitet und furchtsam mit Händen und Füfsen in der Finsternis nach dem Wege tastet, um zu ihrem Geliebten zu gelangen. Von diesem Standpunkte betrachtet enthalten meiner Meinung nach auch die stürmischen Liebesscenen I 1,73 und 10,53 ff. nichts Anstöfsiges, wenn der Dichter sagt: ‚Die rechte Zeit der Liebe ist die Jugend, wo es noch keine Schande bringt Thüren zu zerbrechen und Liebeshändel anzuknüpfen'; und wenn er über die Kriege der Venus spricht und schildert, wie das Mädchen über ihr zerrauftes Haar und ihre erbrochene Hausthür jammert und über ihre zerstofsenen Wängen weint. Auch die folgenden Worte der zehnten Elegie finden hierin ihre Erklärung: ‚Gefühllos ist, wer seinem Mädchen durch Schläge wehthut; mag es ihm genügen, wenn er auf andere Weise sie zu Thränen rührt. Wer dies grausam mit seinen Händen bewirkt, der verdient Schild und Schanzpfahl zu tragen, also zu dem verhafsten Kriegerhandwerk verdammt zu sein.' — Ein anderes Moment zur Verschönerung des Lebens ist nach des Dichters Meinung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Freundschaft, wenn er dies auch nicht mit dürren Worten ausspricht. Dafs Tibull in Messalla einen vornehmen Gönner besafs, ist bereits oben erwähnt. Mehrfach äufsert er für diesen das Gefühl der innigsten Zuneigung. Als er von ihm und seinen Begleitern krank in Korcyra hat zurückgelassen werden müssen, bittet er die Weiterziehenden um ein freundliches Andenken und verfafst sich selbst für den Fall, dafs ihn der Tod in der Fremde ereilen werde, seine Grabschrift, in der seine treue Anhänglichkeit an jenen Freund hervorgehoben wird (I 3,2, 53 ff.). In ähnlicher Weise, aber ausführlicher, spricht Horaz Epod. 1 seine Bereitwilligkeit aus, dem Freunde Mäcenas überall hin zu folgen. Messallas Thaten in Krieg und Frieden, seine Siege über ferne Völker und die Erneuerung der latinischen Landstrasse, werden von ihm in dem Gedichte verherrlicht, das er dem Freunde zu einem Geburtstage widmet (I 7). Als er, wie uns II 1 vorgeführt wird, als Hausherr und Hauspriester die Feier der Feldweihe mit seinen Hausgenossen begeht, da gilt der erste Trunk der Festteilnehmer dem Wohle des Freundes, und als der Dichter sich anschickt das Lob der Götter des Landes zu singen, da ruft er den abwesenden Messalla wie eine Muse an, ihn zu dem Liede zu begeistern, ohne Zweifel um zu zeigen, dafs er ihm die Anregung zur dichterischen Thätigkeit und vielleicht auch die sorgenfreie Lage zu verdanken hat, die, wie Ovid Trist. I 1,39 ff. sagt, Grundbedingung dazu ist. Dies erinnert uns an das ähnliche Freundschaftsverhältnis zwischen Vergil und Pollio und besonders zwischen Horaz und Mäcenas, und so wird diese Stelle Gelegenheit zu einem Hinblick auf Carm. I 1,2 und Carm. II 17 bieten, und umgekehrt wird bei jenen Horazstellen ein Rückblick auf unseren Dichter angezeigt sein. — Verschwommen ist das Verhältnis des Tibullus zu dem II 2 besungenen Cornutus, von dem nicht einmal der Name ganz sicher steht. Die Herzlichkeit, mit der sich der Dichter zu beiden Freunden äufsert, scheint mir hinlänglich zu beweisen, welchen Wert er auf die Freundschaft überhaupt legt.

Zu den Verschönerungen des Menschenlebens rechnet Tibull ferner den Frieden und führt seine Segnungen in dem Schlusse von I 10 aufs anschaulichste vor. Der Friede hat die Viehzucht hervorgerufen und hat den Weinstock gedeihen und den Traubensaft einheimsen lassen; im Frieden sind Karst und Pflugschar blank *), während die traurigen Waffen des Kriegers in finsterem Winkel vom Rost überzogen werden; im Frieden feiert der Landmann frohe Feste, und im Frieden blüht auch die Liebeslust. Darum wünscht der Dichter, dem alle diese Dinge am Herzen liegen, dafs Friede herrschen möge, und personificierend ruft er die Friedensgöttin an, sie möge kommen mit der Ähre in der Hand, den Bausch des weifsen Festkleides mit Früchten im Überflusse gefüllt (I 10,45 ff.). — Bei dieser Stelle des Tibull liegt der Hinweis auf die bekannte Stelle in Schillers Glocke nahe. Ergänzt wird Tibulls Gedanke sehr passend durch die zweite Chorpartie in Schillers ‚Braut von Messina‘ (Cotta S. 419 ff.): ‚Schön ist der Friede; aber der Krieg auch hat seine Ehre.‘

Als ein Mittel zur Erhöhung der Freuden des Lebens betrachtet Tibull den Weingenufs. Die Einführung des Weinbaues bringt er, wie oben erwähnt, mit der Einführung des Ackerbaues durch die Gottheiten des Landes in Verbindung; er bezeichnet als Gott des Weines II 1 den Bacchus dadurch, dafs er ihm als Stirnschmuck die Traube zuerteilt, und I 7,33 ff. nennt er als Erfinder des Weines den Osiris, den er aber zufolge der antiken Art der Göttervermischung und -identificierung unmittelbar darauf als Bacchus bezeichnet.**) Ebendaselbst erwähnt er auch die Hauptarbeiten des Weinbaues, das Anbinden und das Beschneiden der Reben, das auch in der bekannten Stelle von Ciceros Cato Maior berührt wird, und endlich das Keltern der Trauben durch den Menschenfufs. Gelegenheit zum Besprechen der Aufbewahrung und Veredelung des Rebensaftes giebt II 1,25 f., wo von den rauchgeschwärzten Krügen

*) Ob die Lesart vigent oder nitent richtig ist, vermag ich nicht zu entscheiden; dichterischer ist ohne Zweifel die letztere, der ich deshalb gefolgt bin.

**) Seyfferts Anmerkung zu dieser Stelle scheint mir zu zaghaft zu sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus der Zeit eines alten Consuls geredet wird; und an derselben Stelle finden wir auch eine der im Altertum beliebten Bowlenmischungen, Falernerwein und Chierwein, erwähnt, lauter Punkte, die auf Horaz hinzuweisen geeignet sind. Die Wirkungen des Weingenusses sind angedeutet II 1,46, wo der Wein als Sorgenbrecher bezeichnet wird, und ausgeführt I 7,39 ff., wo gesagt ist, dafs er das durch angestrengtes Arbeiten ermattete Herz des Landmannes von Traurigkeit erlöst und niedergeschlagenen Sterblichen Seelenfrieden bringt, selbst wenn Ketten an ihren gefesselten Beinen klirren. Mit Weingenufs wird das Fest der Feldweihe gefeiert, und die Teilnehmer werden aufgefordert des Dichters Gönner Messalla hochleben zu lassen und zu reichlichem Trinken aufgemuntert durch die Bemerkung, man brauche sich nicht zu schämen, wenn man an einem solchen Feste sich tüchtig begiefse und nicht mehr recht sicher auf den Füfsen stehe (II 1,29 f.). Ein Bildchen von solchen angeheiterten Festteilnehmern zeichnet uns der Dichter I 10,51 f.: ein Landmann, nicht ganz nüchtern, fährt auf seinem Wagen Weib und Kinder aus dem Walde, in dem ein Fest gefeiert worden ist, nach Hause. Wir erinnern uns hierbei der naturgetreuen Schilderung, die uns Ovid von der Feier des Festes der Anna Perenna zu Rom giebt (Fast. III 523 ff.). Auch zur Feier von Messallas Geburtstage soll Bacchus die Schläfe der Festteilnehmer von innen reichlich mit Wein befeuchten (I 7,50). In derselben Elegie erhalten wir in allgemeinen Zügen das Bild eines Bacchusfestes, wie es mit den Mysterien verbunden war: Kränze von Blumen und Epheutrauben schmücken die Häupter der Festgenossen; gelbe und purpurfarbene Gewänder wallen bis zu den Füfsen hinab, die süfsen Töne der Oboën erschallen; die leichte Lade, welche die geheimnisvollen Heiligtümer einschliefst, wird im Zuge mitgeführt; Chorreigen und Gesang und harmloses Liebesgetändel verschönern das Fest, bei dem Sorgen und Traurigkeit keine Stätte haben (I 7,43 ff.). Auf diese Schilderung kann der Lehrer der Prima zurückgreifen, wenn er Hor. Carm. I 18,12 behandelt oder den Bacchuschor der Antigone liest. Dafs auch andere Gedichte des Horaz einen Rückblick auf diese Stellen des Tibull ermöglichen und erwünscht machen, brauche ich nicht weitläufig auszuführen. — Diejenigen Künste endlich, die vor allen anderen dazu geschaffen sind, das Leben zu erheitern und Feste zu verschönen, die Musik und der Tanz, finden sich ebenfalls bei Tibull mehrfach erwähnt. Die fleifsige Magd am Webestuhle singt beim Klappern ihres Handwerksgerätes (II 1,63 f.), ohne Zweifel um sich die Arbeit zu erleichtern, wie es ausführlicher Ovid Trist. IV 1,1—20 darstellt; Gesang wird auch als Bestandteil des Bacchusfestes bezeichnet (I 7,44), und Gesang ertönt in den elysischen Gefilden, dem Orte, wo Verliebte nach ihrem Abscheiden von der Erde weilen (I 3,59). Ein Landmann hat zuerst auf dürrem Haberrohr die Melodie zu einem selbstgedichteten Liedchen erdacht, um sie seinen Göttern zu Ehren aufzuspielen (II 1,51 f.). Das krumme Oboë ertönt bei der Feier der Feldweihe (II 1,78) sowie beim Bacchusfeste (I 7,47). Ebenso werden Reigentänze bei einigen der erwähnten Feste genannt, bei Messallas Geburtstagsfeier (I 7,49) und beim Bacchusfeste (I 7,44); ferner wird der Chorreigen als Ursprung des Dramas bezeichnet (II 1,56), und endlich erscheint er auch als Vergnügen der verstorbenen Verliebten in den elysischen Gefilden (I 3,59). Fast überall sehen wir daher Gesang und Tanz verbunden, ganz in derselben Weise wie im deutschen Mittelalter und wie noch heute bei den Ringelreihen der Kinder; aufserdem wird auch hier die erwähnte Schilderung des Anna-Perennafestes bei Ovid als Ergänzungsstoff heranzuziehen sein.

Nach dieser Betrachtung des Stoffes will ich den Blick flüchtig auf die Form lenken, in der Tibulls Kunst uns diesen Stoff darbietet, indem ich die Bilder kurz zusammenstelle und skizziere, die der Dichter uns aus dem Bereiche des Menschentumes entwirft. Von Bildern aus der Kulturgeschichte führt er uns anschaulich und ins Einzelne gehend vor die Augen das Zeitalter des Saturnus I 3,35 ff. und als Gegenstück das Zeitalter des Juppiter I 3,49 f., ferner den Zustand der Menschheit vor und nach der Einführung des Ackerbaues II 1,35 ff. In gröfserer Zahl werden uns Bilder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem Leben des Einzelmenschen, und zwar teils in wenigen Umrissen, teils mit reichlicher Detailmalerei dargeboten: der thätige Ackermann I 1,29 f., der sorgsame Hirt I 1,31 f., der im Schatten ausruhende Landmann I 1,27 f., behaglicher Hausfriede bei Sturm und Regen I 1,45 ff.; das im Hause herumtrippelnde Kind I 10,15 f., die Eltern im Kreise ihrer kleinen Kinder II 2,21 f., glückliches Familienleben I 10,39 ff., der Greis alte Geschichten erzählend I 10,43 f.; der Krieger im Felde I 1,3 f., der Krieger beim Weine seine Thaten erzählend I 3,31 f., der seinen Triumph feiernde Feldherr I 7,5 ff.; der Verliebte vor seines Mädchens Thür I 1,55 f., Liebeshändel I 10,53 ff., des Mädchens Sorgen um ihren Geliebten I 3,9 ff., der tröstende Liebhaber I 3,15 ff., die unerwartete Rückkehr des Liebhabers I 3,83 ff., Liebesglück I 1,45 f., der sterbende Liebhaber I 1,59 f., Heimkehr vom Grabe des Liebhabers I 1,65 f., die trauernde Geliebte I 1,61 ff. Einige dieser Bilder sind im vorhergehenden bereits ausführlicher geschildert; manche vorher erwähnte sind aber hier nicht wieder berücksichtigt, weil es auf Vollständigkeit nicht ankam.

Nachdem wir so die Darstellungen des äufseren Menschenlebens mit seinen Leiden und Freuden betrachtet haben, wie sie uns Tibull vorführt, wenden wir uns

3. zur Betrachtung der Stellen seiner Gedichte, aus denen der Schüler ein Bild von den Ansichten des Dichters betreffs übersinnlicher Dinge gewinnen vermag und untersuchen sein Verhältnis zur Gottheit und im Anschlusse daran seine sittlichen Ansichten überhaupt. Wir erhalten damit zugleich eine Vorstellung von dem sittlichen Durchschnittsstandpunkte seiner Zeitgenossen. — Mythologische Notizen über Gottheiten finden sich in unseren Gedichten sehr spärlich. Erwähnt werden aus der Geschichte der Götter die Frevler gegen deren Hoheit, welche in der Unterwelt ihre Strafe leiden, Tantalus, Ixion, Tityos und die Danaiden (I 3,73 ff.); erwähnt wird ferner die Jugend des Amor, jedoch nicht mehr rein mythologisch, sondern schon so zu sagen realistisch gefärbt (II 1,67 ff.). Noch spärlicher sind anthropomorphische Darstellungen der Gottheiten: die Parzen spinnen die Schicksalsfäden (I 7,1 f.); Ceres wird gedacht mit einem Ährenkranze versehen, Bacchus mit Hörnern ausgerüstet und mit Trauben geziert (II 1,3 f.), letzterer anderswo auch mit lang herabwallendem gelben Gewande bekleidet und mit Blumen und Epheutrauben geschmückt (I 7,45 f.); Amor führt Bogen und Pfeile und daneben auch eine Fackel (II 1,69 ff.); die Furie Tisiphone hat Schlangen statt der Haare, und diese flattern ihr wirr ums Haupt (I 3,69 f.). Man kann hieraus schliefsen, dafs zu Tibulls Zeit die Gottheiten bereits Begriffe geworden waren. — Aber gegen alle Gottheiten legt unser Dichter eine tiefe Ehrfurcht und fromme Scheu an den Tag, und zu einigen zeigt er noch eine ganz besondere Herzensbeziehung. Nur im Vorübergehen erwähnt er mit Ehrfurcht einige der höheren Götter, ohne dafs wir seine inneren Beziehungen zu ihnen kennen lernen, so Juppiter, den er Vater nennt I 3,51 f., Juno I 3,73, Mars I 10,30, Venus I 3,58 und 79, Minerva als Göttin der weiblichen Arbeiten II 1,65. Besondere Verehrung legt er gegen die Götter des Hauses, die Laren, gegen die Gottheiten des Feldes, Ceres, Bacchus, Priapus,*) Pales, Terminus, und endlich gegen Amor an den Tag. Am meisten beachtenswert ist zuletzt die Erwähnung der Isis und des Osiris. Die Laren bezeichnet er als seine besonderen Beschützer während seiner Kindheit (I 10,15 ff.); sie bittet er um Schutz im Kriege und verheifst ihnen dafür Opfer nach seiner glücklichen Heimkehr (I 3,34, I 10,25 ff.). Ihre Bilder, bei einfachen Leuten alt und kunstlos aus Holz gefertigt (I 10,17 f.), wurden zur Verehrung mit Blumenkränzen geschmückt (II 1,59 f.). Ob der Dichter die Penaten I 3,33 als besondere Götter sich vorstellt, erscheint zweifelhaft; wahrscheinlicher ist, dafs er mit diesem Namen die heimischen Götter insgesamt und sodann metonymisch die Heimat überhaupt bezeichnet. Den Laren wird allmonatlich ein Weih-

*) Dieser Gott scheint auch durch die Worte ‚agricola deus' I 1,14 bezeichnet zu sein, nicht ‚die ländlichen Gottheiten kollektiv', wie Seyffert erklärt; auch könnte man an Silvanus denken, wie andere Erklärer, besonders wenn man Horaz Epod. 2,22 vergleicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rauchopfer dargebracht (I 3,34), bei besonderen Anlässen auch ein Lamm oder ein Schwein, von reicheren Bauern auch eine Färse gespendet (I 1,21 ff., I 10,25 f.). Ein solches Opfer, das zum Danke für glückliche Heimkehr aus dem Kriege dargebracht werden soll, führt uns Tibull I 10,25 ff. vor: mit dem Feierkleide angethan und das Haupt mit Myrte geschmückt will er, einen myrtenbekränzten Korb (mit Opferschrot) tragend ihnen ein Schwein darbringen. Wenn sie, wiewohl sie nicht eigentlich Landgötter sind, doch um reichliche Ernten angerufen werden (I 1,19 ff.), so scheint dies darauf hinzudeuten, dafs auch sie beim Feste der Feldweihe mit verehrt werden. Dies geht meines Erachtens daraus hervor, dafs das Lammopfer, von dem an dieser Stelle die Rede ist, nach des Dichters Angabe dazu dient, die Herden zu entsühnen. Die Gottheiten des Feldes walten über die Fluren und Haustiere: sie schenken den Früchten Gedeihen und schützen das Vieh vor Dieben und Wölfen. Um diese Gottheiten günstig zu stimmen, bringt ihnen teils im Vereine mit anderen Gottheiten, teils einzeln der Hausvater Opfer dar: Ceres zu Ehren hängt er am Portal ihres Tempels einen Ährenkranz auf (I 1,15 f.), dem roten Priapus, den er im Garten als seinen Wächter aufstellt, dafs er mit seiner schrecklichen Hippe die Vögel verscheuche, bringt er die Erstlinge aller Obstbäume dar (I 1,17 f.), die Symbole des Terminus, die Grenzpfähle und Marksteine, die man mit Blumenkränzen schmückt, werden von ihm heilig gehalten (I 1,11 f.), sicherlich in derselben Weise, wie es Ovid Fast. II 641—678 ausführlich schildert, und das Bild der Pales wird alljährlich an einem bestimmten Tage mit Milch besprengt (I 1,36). Der Gesamtheit der Landgötter aber, insbesondere der Ceres und dem Bacchus, wird in jedem Frühlinge das Fest der Feldweihe gefeiert. Dann ruht die Feldarbeit, und die Zugstiere stehen mit bekränztem Haupt an vollen Krippen; dann ruht auch die Thätigkeit der Weiber im Hause. Mit reinem Herzen, reiner Hand und reiner Kleidung nehmen die Hausgenossen am Feste teil, bei dem der Hausvater des Priesteramtes waltet. Er beginnt die heilige Handlung, indem er den Anwesenden Schweigen gebeut. Auf einem Altare flammt das Feuer; ihm nahen sich die mit Olivenlaub geschmückten, weifsgekleideten Festteilnehmer in feierlichem Zuge, voran das zum Opfer bestimmte Lamm. Der Hausvater spricht sodann ein Gebet, indem er die Landgötter um Segen für Feld und Vieh anfleht und für die Erfüllung des Gebetes ihnen ein Dankfest verheifst. Darauf wird das Opfertier geschlachtet und aus seinen Eingeweiden des Gebetes Erfolg erforscht; lassen dieselben Erhörung hoffen, so schliefst sich an das Opferfest ein fröhlicher Schmaus, bei dem der Wein nicht spärlich fliefst, und der da währt, bis die goldnen Sterne am Himmel heraufziehen (II 1,1—30). — Ein Opfer ohne Bezeichnung der Gottheit, dem es gilt, erwähnt der Dichter noch an einer Stelle, I 10,20 ff., indem er sagt, in den alten Zeiten der Einfachheit sei die bescheidene Gottheit durch kleine Opfer zu befriedigen gewesen, durch eine Traube oder einen Ährenkranz, und der, dem ein Wunsch erfüllt worden sei, habe selber ihr Honigwaben dargebracht, und sein Töchterchen habe ihn begleitet und die Opferkuchen getragen. — Besonderes Interesse erregt die Erwähnung des Dienstes des Osiris und der Isis bei unserem Dichter. Die Verehrung des Osiris durch die Ägypter wird in dem Geburtstagsgedichte für Messalla I 7 berührt; doch wird ein charakteristischer Bestandteil dieses Dienstes, die Trauer um den gestorbenen Stier Apis, nur flüchtig angedeutet. Osiris, den die Ägypter als den Erfinder des Pfluges, des Ackerns, des Säens, des Obstbaues, der Weinkultur und des Kelterns der Trauben betrachten, wird wegen dieser letzten Verdienste vom Dichter dem griechischen Bacchus gleichgestellt, und so wird denn auch sein Dienst gänzlich mit dem des Bacchus zusammengeworfen. Dafs Tibull den Namen des Osiris überhaupt nennt, ist augenscheinlich durch die Erwähnung Ägyptens hervorgerufen, wohin seinen Gönner Messalla ein militärisches Kommando geführt hatte; nicht ausgeschlossen ist die Möglichkeit, dafs derselbe dort vielleicht in den Osirisdienst eingeweiht worden war, was die Erwähnung dieses Gottes in dem Geburtstagsgedichte noch berechtigter erscheinen lassen würde. Dazu kommt, dafs

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Osiris als ländlicher Gott dem Dichter als einem Verehrer des Landlebens ‚seelisch besonders nahe stand' (M. Haupt). — Ausführlicheres erfahren wir über den Dienst der Isis, der damals schon seit einer Reihe von Jahren zu Rom eingebürgert war und namentlich Frauen zu seinen Angehörigen zählte. So erfahren wir denn vom Dichter, dafs seine Delia eifrige Isisdienerin ist. Von Einzelheiten teilt er uns über den Dienst dieser Göttin mit, dafs von ihren Verehrern zu gewisser Zeit Waschungen und Enthaltung von der Liebe verlangt wurde, dafs Linnengewänder ihre Diener und Dienerinnen umhüllten, dafs zweimal am Tage von den ägyptischen Priestern und den sonstigen Isisverehrern ihr Lobgesänge dargebracht wurden, und endlich dafs bei ihrem Dienste ein bestimmtes Erzinstrument mit der Hand gerührt ward. Dafs Isis für eine mächtige und hilfreiche Göttin galt, geht aus der Bemerkung Tibulls hervor, dafs in ihren Tempeln zahlreiche Votivgemälde zu sehen seien (I 3,23 ff.). Wenn er gleichwohl an ihrer Macht zu zweifeln scheint, da er der Geliebten bedeutet, ihre Frömmigkeit im Dienste der Isis habe ihn nicht vor Krankheit geschützt, so ist dies nur einerseits als ein Ausflufs seiner augenblicklichen Gemütsstimmung, andererseits als eine Folge des eigenartigen Verhältnisses zu betrachten, in dem jeder Heide zu seiner Gottheit zu stehen glaubt. Es ist das Verhältnis von Leistung und Gegenleistung: der Mensch thut seine Pflicht den Göttern gegenüber und glaubt erwarten zu dürfen, dafs sie dafür auch ihm gegenüber ihre Pflicht thun werden. So denkt auch unser Dichter: er bittet die Götter um Segen und verheifst ihnen dafür ein Dankopfer (II 1,15—22); er spricht die Hoffnung auf Segen aus und begründet sie durch den Hinweis auf seine Frömmigkeit (I 1,9 ff.); er bittet Juppiter um Erhaltung seines Lebens und beruft sich dabei darauf, dafs er frei sei von den Sünden des Meineides und der Gotteslästerung (I 3,51 f.); er heifst Diebe und Wölfe von seiner Herde weichen, weil er alljährlich seinen Hirten sühnt (I 1,33 f.). — Lebt nun auch der Mensch so im Vertrauen auf seine Frömmigkeit unter dem Schutze der Götter dahin, so kommt doch nach Tibulls und aller Alten Ansicht ein Augenblick im Menschenleben, in dem die Götter machtlos sind: hat der Mensch die vom Schicksal ihm bestimmte Zahl von Lebensjahren erfüllt, so mufs er von hinnen scheiden (I 3,53); denn die Fäden der Parzen, der Spinnerinnen des Schicksals, kann kein Gott zerreifsen, und was sie dem Menschen bei seiner Geburt bestimmten, das wird ihm zuteil (I 7,1 ff.). So ist denn der Tod mit seinen gierigen Händen unerbittlich (I 3,4. 55), und wenn er um Schonung gebeten wird (I 3,5), so geschieht dies mehr aus Angst als mit der Hoffnung auf Erfolg der Bitte. — Bei Gelegenheit der Erwähnung des Sterbens erfahren wir zwei Wünsche des Dichters, die allgemein menschlich sind: er wünscht zunächst, dafs liebe Angehörige bei seinem Sterben um ihn seien, um ihm die letzten Ehren zu erweisen, d. h. seine Gebeine aus der Asche des Scheiterhaufens zu sammeln, die Überreste mit duftendem Öle zu übergiefsen und an seinem Grabe zu weinen (I 3,5 ff.); er wünscht ferner, dafs seine hinterbliebene Geliebte nicht übermäfsiger Trauer sich hingebe, um nicht dem Schatten des Abgeschiedenen Schmerz zu bereiten (I 1,67 f.). Der letzte Gedanke bietet im Unterrichte Gelegenheit, auf verwandte Volksanschauungen zu verweisen, wie sie den Märchen vom Thränenkrüglein und vom Totenhemd, Bürgers ‚Lenore' und dem volkstümlichen Verbote, auf einen Toten Thränen fallen zu lassen, zugrunde liegen. — Die oben erwähnte Unerbittlichkeit des Schicksals macht es dem Menschen wünschenswert die Zukunft zu erfahren, und der Schüler kennt einige der Mittel, deren die Alten sich hierzu bedienten. Er weifs, wie aufmerksam besonders die Römer auf Vorzeichen aller Art achteten, und wie sie von solchen in ihren Unternehmungen sich beeinflussen liefsen. Tibull ergänzt hier seine Kenntnisse: er erwähnt, wie seine Geliebte den Ausgang seiner beabsichtigten Reise durch einen wahrsagenden Knaben zu erfahren sucht, der sie dreimal das Los ziehen läfst und dreimal*) Glück verkündet; er erzählt, wie

*) Die Vulgata ‚e triviis', welche Seyffert noch hat, mufs wohl der Lesart ‚e trinis' weichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er selber, angesteckt von der Furcht seiner Delia, Gründe zum Verweilen sucht und solche nicht allein in den bekannten Vogelzeichen und sonstigen Erscheinungen findet, sondern auch besonders in dem Anstofsen des Fufses an der Thürschwelle beim Verlassen des Hauses und in dem tagewählerischen Vorwande, dafs der Tag des Saturnus, also der jüdische Sabbath, oder der Tag, den nach astrologischer Lehre ‚der Maleficus Saturn' regiert, zum Antritt einer Reise nicht glücklich sei (I 3,11 ff.). Der letzte Grund ist besonders charakteristisch für das Römertum, das in der ängstlichsten Weise religiöse Bräuche aller möglichen Völker sich aneignete, sofern es durch dieselben Glück zu erlangen hoffte, ein Beweis, wie wenig das Heidentum damals die Herzen zu befriedigen vermochte. Ist doch auch in der heutigen christlichen Welt der Aberglaube immer um so stärker, je weniger das volle Gottvertrauen in dem Herzen des Menschen wohnt. Auf diese Tibullstelle wird der Lehrer der Prima zu verweisen haben, wenn er Horaz Sat. I 9,69 und Carm. II 17 oder Schillers ‚Wallenstein' liest.

Alles in allem genommen ist der sittliche Standpunkt Tibulls der des Durchschnittsmenschen im Altertume wie in der Gegenwart. Auf der Frömmigkeit gegen die Götter, die sich sogar bis zum Aberglauben steigert, gründet sich einerseits die Hoffnung auf Segen, andererseits das Gefühl der Dankbarkeit; der Frömmigkeit entspringt ferner die Scheu vor Gotteslästerung und vor Meineid; hierauf beruht wieder die Treue in der Liebe und in der Freundschaft, da Verletzung der ersteren eine Art von Gotteslästerung, Bruch der letzteren eine Art von Meineid ist. Mit der Tugend der Frömmigkeit hängt die Tugend der Anhänglichkeit am wohlbewährten Althergebrachten, mögen es die Sitten der Vorfahren oder ihre Hausgeräte sein, aufs engste zusammen: die Jahre sowie die Pietät gegen die Altvorderen haben auf diese Dinge ‚eine heiligende Kraft' ausgeübt. Neben allen diesen Tugenden steht endlich des Dichters Genügsamkeit bei bescheidenem Besitz und sein daraus entspringender Abscheu gegen alle die Bestrebungen, deren Ziel lediglich Reichtümer und Ruhm sind. Doch hat ihn diese Genügsamkeit nicht stumpf gegen die Freuden des Lebens gemacht: er zeigt vielmehr das Streben solche zu geniefsen und ermahnt dazu auch andere recht eindringlich, indem er an die Kürze des menschlichen Lebens erinnert. Gerade diese Moral des Tibull fordert wieder zu einem Vergleiche mit anderen Dichtern des Altertums und auch der Neuzeit, besonders mit unserem Hölty heraus.

Hiermit ist der Gedankenvorrat der von mir betrachteten Gedichte Tibulls im wesentlichen erschöpft, und es lassen sich nun die Fragen beantworten, ob dieser Stoff einen solchen Bildungswert besitzt, dafs er in der Schule behandelt werden kann oder gar einen so eigenartigen, dafs er in der Schule behandelt werden mufs. Die erste dieser Fragen ist unbedingt zu bejahen: kein einziger aus dem Stoff entspringender Umstand macht die Behandlung dieser Gedichte Tibulls in der Schule unmöglich, selbst wenn man sie ohne Auslassung gewisser Verse lesen wollte, die allerdings von den meisten der oben genannten Herausgeber für nötig gehalten worden ist; und ich hoffe, dafs dies aus meiner Zergliederung des Stoffes unmittelbar einleuchten wird. Aber noch mehr. Die meisten der im Vorstehenden behandelten Gedichte Tibulls sind im ganzen betrachtet Kunstwerke von höchster Vollendung; die Einzelheiten zeigen hervorragende Schönheit der Darstellung, aufserordentliche Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls und seltene Originalität der Gedanken und ihrer Verknüpfung, sodass der Verfasser dieser Elegieen dem Schüler schon aus ihnen als ein echter Dichter entgegentritt, der den übrigen lateinischen Dichtern, die auf der Schule behandelt werden, mindestens ebenbürtig zur Seite steht, ja den Hauptvertreter der elegischen Dichtungsart, Ovid, sicherlich überragt, da er keinen der Fehler zeigt, die ich weiter oben an diesem getadelt habe. Aber bei aller Eigenartigkeit bieten Tibulls Gedanken doch vielfach Gelegenheit zur Vergleichung mit den Gedanken anderer Dichter sowohl des Altertums als auch der Neuzeit und erinnern daran, dafs gewisse Stoffe Gemeingut aller Völker und Zeiten sind, während andere nur Völkern und Zeiten von bestimmtem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charakter als Lieblingsthemen angehören. Mit diesen Besonderheiten des Inhaltes vereinigt sich eine wahrhaft erquickende Einfachheit der Form, begründet in dem fast vollständigen Fehlen der alexandrinischen Gelehrsamkeit, von der sich vielleicht kein römischer Dichter in dem Mafse wie Tibull frei gehalten hat. Dieser Umstand trägt nicht unerheblich dazu bei, ihn dem modernen dichterischen Geschmacke näher zu rücken, der mit Recht die ‚Notenpoesie' verabscheut und nicht begreifen kann, wie hochgebildete Männer des Altertums an einer solchen haben Geschmack finden können. Sind nun alle diese Umstände in besonderer Weise geeignet, dem jugendlichen Leser reinen Genufs zu bereiten, eine Eigenschaft des Stoffes, die bei der Auswahl der Schullektüre leider oft aufseracht gelassen und zugunsten der Lehrhaftigkeit vernachlässigt wird, so bieten doch diese Gedichte Tibulls auch eine Fülle von eigentlichem Bildungsstoffe, sowohl für das Herz als auch für den Verstand, wie ich oben gezeigt habe.

Aufgrund dieser Erwägungen glaube ich behaupten zu dürfen, dafs die Schule nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht hat, wenigstens die oben betrachteten Gedichte Tibulls dem Schüler vollständig vorzuführen. In solchem Umfange betrieben scheint mir die Beschäftigung mit diesem Dichter mehr als ein blofses ‚Naschen' an seinen Poesieen, was ich mit L. Heitkamp in seiner schätzbaren Abhandlung zum Prog. d. Gymn. u. Realg. zu Göttingen 1885, S. 15 für unpädagogisch halten würde; andererseits ist sie aber doch weit entfernt, eine Einführung zu sein in das, was jener a. a. O. als die ‚innersten Tiefen' der Poesieen des Tibull bezeichnet. Die Lektüre dieses Dichters noch weiter auszudehnen, halte ich mit Hinblick auf die der Dichterlektüre überhaupt zu gebote stehende Zeit nicht für thunlich, wenn auch, wie einige der oben erwähnten Blumenlesen beweisen, noch viele Stellen seiner Elegieen nach ihrem Inhalte für die Schule geeignet sind.

Die Tibull-Lektüre soll die Lektüre von Ovids Elegieen nach meiner Ansicht nicht verdrängen, sondern ergänzen und auf der anderen Seite die Horaz-Lektüre vorbereiten. Ihr passender Platz ist demnach die Stufe der Obersekunda, und sie füllt, verbunden mit Ovids Elegie auf den Tod Tibulls einen Teil des Sommerhalbjahrs aufs angenehmste und fruchtbarste aus. Dazu kommt, dafs gerade in dieser Klasse im deutschen Unterrichte Schillers ‚Eleusisches Fest' und ‚Spaziergang' behandelt zu werden pflegen, die zu dem Hauptgedichte Tibulls die notwendige Ergänzung bilden, sodafs also auch die Konzentration des Unterrichtes diese Lage der Tibull-Lektüre verlangt. Gedichte Tibulls erst in Prima neben Horaz darzubieten, wie Gebhardi vorgeschlagen hat (N. Jahrb. f. Päd. 1880, S. 161—182), würde entweder Horaz beengen oder Tibull zu kurz kommen lassen. Mufs nun diese Einschiebung des Tibull in den Kanon der Dichterlektüre des Gymnasiums schon auf Kosten irgend eines anderen lateinischen Dichters geschehen, so scheint mir am ersten die Vergil-Lektüre eine Einschränkung vertragen zu können, und zwar die der Äneide, deren ausgedehnte Behandlung, wie sie namentlich in neuerer Zeit wieder mehrfach befürwortet ist, mir hauptsächlich aus dem Grunde nicht zweckmäfsig erscheint, weil keiner Dichtungsart auf dem Gymnasium mehr Raum und Zeit zugewiesen ist als dem Epos; in zweiter Linie dürfte die Lektüre von Ovids Elegieen ohne Schädigung eingeschränkt werden können. Der Plan der lateinischen Dichterlektüre in Unter- und Obersekunda würde daher nach meiner Ansicht am fruchtbarsten in der Art eingerichtet, dafs der Untersekunda eine Auswahl aus Ovids Fasten, Tristien und sonstigen elegischen Dichtungen nebst einem Buche von Vergils Äneis, der Obersekunda aber die oben behandelten Gedichte Tibulls nebst Ovids Elegie auf dessen Tod und aufserdem zwei Bücher von Vergils Äneis nebst einigen seiner Hirtengedichte zufielen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charakter als Lieblingsth nderheiten des Inhaltes
vereinigt sich eine wahrha n, begründet in dem fast
vollständigen Fehlen der a n der sich vielleicht kein
römischer Dichter in dem . Dieser Umstand trägt
nicht unerheblich dazu be n Geschmacke näher zu
rücken, der mit Recht di ht begreifen kann, wie
hochgebildete Männer des A eschmack finden können.
Sind nun alle diese Umstä dem jugendlichen Leser
reinen Genuſs zu bereiten, der Auswahl der Schul-
lektüre leider oft auſseracl haftigkeit vernachlässigt
wird, so bieten doch diese n eigentlichem Bildungs-
stoffe, sowohl für das Herz h oben gezeigt habe.

Aufgrund dieser Er dürfen, daſs die Schule
nicht allein das Recht, son s die oben betrachteten
Gedichte Tibulls dem Schü hem Umfange betrieben
scheint mir die Beschäftigu ein bloſses ‚Naschen‘ an
seinen Poesieen, was ich m n Abhandlung zum Prog.
d. Gymn. u. Realg. zu Gött halten würde; anderer-
seits ist sie aber doch weit n das, was jener a. a. O.
als die ‚innersten Tiefen‘ et. Die Lektüre dieses
Dichters noch weiter auszu f die der Dichterlektüre
überhaupt zu gebote stehen ch, wie einige der oben
erwähnten Blumenlesen bew gieen nach ihrem Inhalte
für die Schule geeignet sin

Die Tibull-Lektüre en nach meiner Ansicht
nicht verdrängen, sondern die Horaz-Lektüre vor-
bereiten. Ihr passender Pl sekunda, und sie füllt,
verbunden mit Ovids Elegi es Sommerhalbjahrs aufs
angenehmste und fruchtba de in dieser Klasse im
deutschen Unterrichte Schill g‘ behandelt zu werden
pflegen, die zu dem Hauptg gänzung bilden, sodaſs
also auch die Konzentratio Tibull-Lektüre verlangt.
Gedichte Tibulls erst in Pr Gebhardi vorgeschlagen
hat (N. Jahrb. f. Päd. 1880 az beengen oder Tibull
zu kurz kommen lassen. M ibull in den Kanon der
Dichterlektüre des Gymnas es anderen lateinischen
Dichters geschehen, so sche üre eine Einschränkung
vertragen zu können, und z nte Behandlung, wie sie
namentlich in neuerer Zeit w hauptsächlich aus dem
Grunde nicht zweckmäſsig rt auf dem Gymnasium
mehr Raum und Zeit zugew Linie dürfte die Lektüre
von Ovids Elegieen ohne S können. Der Plan der
lateinischen Dichterlektüre daher nach meiner An-
sicht am fruchtbarsten in ersekunda eine Auswahl
aus Ovids Fasten, Tristien n nebst einem Buche
von Vergils Äneis, der Ober Gedichte Tibulls nebst
Ovids Elegie auf dessen T on Vergils Äneis nebst
einigen seiner Hirtengedich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf